

II. Teil: Aus speziellen Soziologien

ANTEZEDENTEN DER ROLLENINTERNALISIERUNG: EINE BEGRIFFLICHE UND EMPIRISCHE ANALYSE

Von Walter Herzog

Inès: Assieds-toi. Approche-toi. Encore.
Regarde dans mes yeux: est-ce que tu t'y vois?
Estelle: Je suis toute petite. Je me vois
très mal.
Inès: Je te vois, moi. Tout entière.
Pose-moi des questions. Aucun miroir ne
sera plus fidèle.

Jean-Paul Sartre, Huis clos.

Mit der Intensivierung der Kritik am Struktur-Funktionalismus und dessen allmählichem Niedergang (*Heinz Hartmann 1973; Alvin W. Gouldner 1974*) wurde einer Reihe alternativer soziologischer Ansätze die Chance gegeben, ihre Fruchtbarkeit für die sozialwissenschaftliche Theoriebildung unter Beweis zu stellen. Konflikttheorien, Verhaltenstheorien, Austauschtheorien, Phänomenologie, Ethnomethodologie, Dramaturgie etc. wagten sich aufs soziologische Parkett, um im theoretischen Wettstreit nach Anerkennung zu suchen. Am meisten Erfolg konnte wohl der *Symbolische Interaktionismus* für sich verbuchen. Ihm gelang es am eindrucklichsten, den Wandel vom „normativen Paradigma“ des Parsonianismus zu einem „interpretativen Paradigma“ (*Thomas P. Wilson 1973*) begrifflich zu synthetisieren. Es ist dies ein Wandel, in dem sich das Bild der Gesellschaft – in der Bühnenmetaphorik der Rollentheorie gesprochen – von den strengen Regeln des klassischen Shakespeareschen Theaters zu der Spontaneität, Situativität und kreativen Improvisation des Living Theatres transformiert.

Doch das große Echo, das der Symbolische Interaktionismus in der soziologischen Landschaft gefunden hat, kann nicht der Reflex seiner theoretischen Schärfe sein. Denn es ist nicht einmal sinnvoll, vom Symbolischen Interaktionismus als von einer Theorie zu sprechen. Eher handelt es sich um einen Ansatz soziologisch-sozialpsychologischen Denkens, einen kategorialen Bezugsrahmen. Dies jedenfalls ist die Meinung von *Sheldon Stryker (1964)* und *Norman K. Denzin (1969)*, die beide den Symbolischen Interaktionismus als ein „conceptual framework“ und nicht als eine Theorie bezeichnen. Ähnlich sprechen *Bernard N. Meltzer, John W. Petras* und *Larry T. Reynolds* von einer „general perspective on human behavior and social life“ (1975, S. VII). Darüberhinaus handelt es sich beim Symbolischen Interaktionismus um „eine in sich höchst uneinige Richtung“ (*Gunter Falk und Heinz Steinert 1973, S. 14*).

Die Gründe für diese Situation liegen – wenigstens zum Teil – darin, daß einer Betrachtung der Gesellschaft als symbolischer Interaktion bisher eher nachgelebt worden ist, als daß man sie formuliert hätte (*Herbert Blumer* 1962, S. 179). Das aber bedeutet, daß die begriffliche Struktur des Symbolischen Interaktionismus ein recht heterogenes Gebilde darstellt. Zentrale Konzepte sind unscharf, oftmals sogar widersprüchlich definiert; bei verschiedenen Begriffen ist nicht klar, ob es sich um axiomatische oder abgeleitete Termini handelt; bei nicht wenigen Theoremen besteht die Gefahr zirkulärer Argumentation; der empirische Gehalt der Begriffe ist oftmals schleierhaft etc.

Blumer versucht aus der Not der ungenügenden begrifflichen Explikation des Symbolischen Interaktionismus eine Tugend zu machen. Er betont die hervorragende Bedeutung von „sensitizing concepts“ gegenüber „definitive concepts“ (*Blumer* 1954). Während definitive Konzepte einen klaren terminologischen Gehalt aufweisen und deutlich gegen andere Begriffe abgegrenzt werden können, gilt gerade dies für sensitivierende Konzepte nicht: sie haben keine deutlichen Grenzen und können nur vage umschrieben werden. Sensitivierende Konzepte sind Ratschläge, in welcher Richtung zu suchen ist; sie haben keine exakte Verankerung in der Realität und lassen sich nicht eindeutig identifizieren. Ihr unverzichtbarer Vorteil gegenüber definitiven Konzepten liegt darin, daß sie einen neuen Blickpunkt und eine neue Sicht auf die Wirklichkeit freigeben.

So treffend der Symbolische Interaktionismus mittels dieses Begriffspaares charakterisiert werden kann, so deutlich wird damit sein ungenügender Status als *empirische* Wissenschaft. Gerade das Fehlen von definitiven Konzepten dürfte mit ein Grund sein für die oft festgestellte schwache empirische Untermauerung des Symbolischen Interaktionismus (z. B. *Arnold M. Rose* 1962, S. 3; *Stryker* 1962; *W. Peter Archibald* 1972; *Hartmann* 1973, S. 71, 123). Begriffe, die eine lediglich sensitivierende Funktion haben, lassen sich schwer in operationale Prozeduren umsetzen.

Der Symbolische Interaktionismus ergibt damit gesamthaft ein eher defizitäres Bild: Er ist keine Theorie, sondern ein „Paradigma“ mit der Möglichkeit unterschiedlicher theoretischer Konkretisierungen; das Paradigma selbst ist begrifflich ungenügend artikuliert und besteht kaum aus definitiven, sondern vorwiegend aus sensitivierenden Konzepten; sein empirischer Gehalt ist mager.

Auf dem Hintergrund dieser formalen Skizze des Symbolischen Interaktionismus wollen wir im folgenden einen sowohl begrifflichen wie empirischen Beitrag zur Präzisierung seiner theoretischen Potenz versuchen. Als Quelle unserer Überlegungen soll vor allem *George Herbert Mead* beigezogen werden, der Vater des Symbolischen Interaktionismus¹. Allerdings trifft das eben Gesagte uneingeschränkt auch auf *Mead* zu. Seine Begriffe sind ebenfalls vage, schwer definierbar und oftmals verworren (*Stryker* 1962; *Meltzer* 1972; *Hans Joas* 1978) und lassen sich nicht immer ohne weiteres widerspruchsfrei aufeinander beziehen. Da *Mead* jedoch das paradigmatische Potential des Symbolischen Interaktionismus am klarsten verkörpert und überdies seine Position teilweise recht selektiv rezipiert worden ist (*Joas* 1978), rechtfertigt sich ein Anknüpfen an *Mead* in doppelter Weise.

I. Theoretische Analyse

1. Das zentrale Konstrukt: role-taking

Meads Denken findet seinen Ausgangspunkt in der *Handlung* und ist in diesem Sinne ganz der pragmatistischen Philosophie verpflichtet. Die Arbeit von *John Dewey* über das Reflexbogen-Konzept (*Dewey 1972*) hat bei *Mead* einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen und ist für das Bild des menschlichen Verhaltens, das er uns zeichnet, so etwas wie eine funktionalistische Grundierung (vgl. *Gary A. Cook 1977*). Anders aber als *Dewey* geht *Mead* nicht von der individuellen Handlung aus, sondern von der *sozialen Handlung*. Menschliches Handeln ist grundsätzlich Teil eines sozialen Zusammenhangs, in den es eingebettet ist. Die Teilnehmer an einer sozialen Handlung sind durch die gemeinsame Orientierung an einer kollektiv zu erledigenden Praxis aufeinanderbezogen. Das Psychische entwickelt sich aus diesem kooperativen Handeln. Der individuelle Mechanismus, durch den dies geschieht, ist der virtuelle Wechsel in die Rolle des andern („*taking the role of the other*“, kurz: „*role-taking*“)².

Das role-taking ist ein grundlegender Begriff des Symbolischen Interaktionismus. *Rose* sieht in ihm „the basic social process according to interactionist theory“ (1962, S. 41) und *Archibald* „the principle construct“ (1972, S. 194). *Mead* versteht das role-taking als konstitutiv für so zentrale humane Spezifika wie Geist, Denken, Intelligenz, Rationalität, Bewußtsein, Sinn, Identität etc.:

„Insoweit das Tier die Haltung anderer einnehmen und sie zur Kontrolle des eigenen Verhaltens einsetzen kann, hat es Geist; und das ist der einzige Apparat, der für das Auftreten des Geistes notwendig ist“ (*Mead 1973*, S. 235). „Das Wesen der Intelligenz (ist) letztlich gesellschaftlich begründet . . . , weil dieses Sich-Versetzen der Identität in die Rollen anderer, dieses Einnehmen ihrer Rollen oder Haltungen, nicht nur einer der möglichen Aspekte oder Ausdrucksformen der Intelligenz oder des intelligenten Verhaltens ist, sondern vielmehr ihr ganzes Wesen ausmacht“ (*Mead 1973*, S. 183, Anm. 3). „Nur indem (der Einzelne) die Haltung des verallgemeinerten Anderen gegenüber sich selbst auf die eine oder andere Weise einnimmt, kann er überhaupt denken; nur so kann Denken . . . stattfinden“ (*Mead 1973*, S. 198).

Die zentrale Bedeutung, die dem Konstrukt des role-taking bei *Mead* und im Symbolischen Interaktionismus zukommt, rechtfertigt eine Eingrenzung der folgenden Überlegungen auf diesen Begriff. Wir wollen daher keine systematische Darstellung des Symbolischen Interaktionismus versuchen³, sondern lediglich zu einer Klärung des role-taking als einem seiner Grundkonzepte ansetzen.

2. Die semantische Vielfalt des role-taking-Begriffs

Eine Klärung des role-taking-Konstrukts ist keine bloße Trockenübung. Denn so zentral dieser Begriff für den Symbolischen Interaktionismus ist, so unklar ist seine Bedeutung. Role-taking wird begrifflich zumeist so festgelegt, daß damit das Erfassen der *Rolle* von andern gemeint ist: „Role-taking in its most general form is a process of looking at or anticipating another's behavior by viewing it in the context of a role imputed to

that other“ (*Ralph H. Turner* 1956, S. 316). Unter „Rolle“ wird im Sinne der Rollentheorie ein Bündel von Verhaltenserwartungen verstanden.

Mead aber meint sehr viel mehr als die bloße Identifikation der Rolle anderer, wenn er den Begriff des role-taking verwendet. Synonym mit „taking the role of the other“ spricht er von „taking the attitude of the other“ (*Walter Coutu* 1951). Gleichbedeutend verwendet er auch die Ausdrücke „sich an die Stelle des andern versetzen“ (z. B. *Mead* 1969 a, S. 64; 1973, S. 205, 375), „den Standpunkt des andern einnehmen“ (z. B. 1969 a, S. 169; 1973, S. 427), „sich in die Lage des andern versetzen“ (z. B. 1973, S. 317, 416), „sich in den andern hineindenken“ (z. B. 1973, S. 374 f.), „sich in die Erfahrung bzw. den Erfahrungsbereich des andern begeben“ (z. B. 1969 b, S. 73; 1973, S. 243, 366 f.), „die Perspektive des andern übernehmen“ (z. B. 1969 a, S. 217 f.; 1973, S. 129), „vom eigenen System in die Systeme von andern übergehen“ (z. B. 1969 a, S. 313 ff., 318) etc.

Worum es *Mead* geht, ist das Heraustreten des Individuums aus sich selbst, um die Welt aus dem Blickwinkel des andern zu sehen. Es ist nicht das bloße Erfassen der Rolle des andern zwecks Antizipation des damit verknüpften Verhaltens, wie *Turner* (1956), *Stryker* (1962), *Joas* (1978) und andere unterstellen. *Mead* meint das Erkennen des andern als *Individuum*, das Erfahren seiner Einstellungen, seiner Perspektive und seines Standpunkts, wobei ein besonderes Interesse des role-taking die Wahrnehmung *meiner selbst* im Spiegel des andern ist.

Um die sprachliche Verwirrung nicht zu vertiefen, werden wir am Begriff der „Rolle“ festhalten, jedoch mit dem Bewußtsein, daß damit mehr als die Rolle der herkömmlichen Rollentheorie gemeint ist. Den Prozeß des Sich-Versetzens in den anderen wollen wir mit *virtuellem Rollenwechsel* bezeichnen, synonym aber auch von *Rollenübernahme* sprechen⁴.

Mead versteht den virtuellen Rollenwechsel als *kognitiven Prozeß*; er ist daher nicht mit „Einfühlung“ (*Lipps*) oder „Empathie“ gleichzusetzen. Trotzdem spricht *Mead* an einigen Stellen auch vom „Erfühlen der Haltung des andern“ (1973, S. 214) oder von der „Einfühlung in die Haltung des anderen“ (1973, S. 426); auch „Sympathie“ (1969 b, S. 72) und „Identifikation“ (z. B. 1969 a, S. 186; 1973, S. 149, 250, 281 Anm. 3, 348 f.) verweisen auf emotionale Anteile im Prozeß des virtuellen Rollenwechsels. Jedoch ist diese Verwendung des Begriffs eher selten; das kognitive Moment ist eindeutig dominierend.

Mead gebraucht den Begriff der Rollenübernahme nicht lediglich für das Sich-Versetzen in den *einzelnen* anderen, sondern ebenfalls dafür, daß das Individuum die Perspektive des „verallgemeinerten anderen“ einnimmt. Er spricht davon, „daß jede gesellschaftliche Handlung oder der ganze gesellschaftliche Prozeß, in dem sich diese Handlung ausdrückt, unmittelbar und als organisiertes Ganzes hereingenommen wird in die Erfahrung jedes einzelnen von dieser Handlung betroffenen Organismus“ (*Mead* 1973, S. 301 Anm. 7; vgl. auch S. 150, 226, 383; 1969 b, S. 62, 72). Damit aber ist etwas mehr angezeigt als das bloße Sich-Versetzen in den Standpunkt einzelner anderer. Das Individuum ist fähig, sich soziale Strukturen vor Augen zu führen; dies dadurch, daß es seine je individuellen Beziehungen zu anderen in ein Interaktionsgeflecht abstrahiert, in dem seine Interaktionspartner zueinander in Relation gesetzt werden. Das Individuum

kann sich dadurch selbst relativ zu dieser Interaktionsstruktur erfahren. Ohne diese Fähigkeit könnte das Individuum sein Verhalten immer nur an der Perspektive seines je aktuell gegenüberstehenden Interaktionspartners ausrichten, was kollektives Handeln letztlich verunmöglichen würde. Dadurch daß sich das Individuum gleichzeitig die Situation verschiedener anderer und deren Beziehungen untereinander vergegenwärtigen kann, ist es imstande, sein individuelles Handeln am kollektiven Ziel der Gruppe zu orientieren und auf das Verhalten aller Beteiligten abzustimmen.

In einer weiteren Verwendung spricht *Mead* auch von virtuellem Rollenwechsel gegenüber *physischen Dingen*. Wir nehmen die Haltung der uns umgebenden Objekte ein (*Mead* 1969 a, S. 160, 185; 1973, S. 227 ff., 327). Auch wenn *Mead* diese Bedeutung des role-taking nicht sehr oft anspricht, so ist damit doch auf ein zentrales theoretisches Element in seinem Denken verwiesen. *Mead* versteht die Entwicklung von Intelligenz und Denken als einen gesellschaftlichen Vorgang; die Fähigkeit zur Erkenntnis sowohl sozialer wie nicht-sozialer Phänomene ist abhängig von gesellschaftlichen Prozessen und entwickelt sich durch die Ausformung interaktiver Kompetenzen. Menschliches Denken ist zuerst allein gesellschaftlicher Natur: „Der Mensch denkt zunächst einmal ausschließlich in gesellschaftlichen Begriffen“ (*Mead* 1973, S. 428). „Das Kind schafft sich gesellschaftliche Objekte, bevor es sich noch leblose Objekte schafft“ (*Mead* 1973, S. 227 Anm. 15). Selbst die Universalität und Unpersönlichkeit des Denkens und der Vernunft sind ein Ergebnis des virtuellen Rollenwechsels anderen Individuen gegenüber und der allmählichen Kristallisation einzelner Handlungen im „verallgemeinerten anderen“ (*Mead* 1973, S. 130). Denken *kann* überhaupt nur dadurch zustandekommen, daß der Einzelne die Haltung des verallgemeinerten anderen sich selbst gegenüber einnimmt. *Mead* formuliert eine Theorie der *gesellschaftlichen* Entwicklung kognitiver Strukturen. Darin liegt das genuin paradigmatische Potential der *Meads*chen Gedanken.

Mead eröffnet die Möglichkeit einer Entwicklungspsychologie, die alternativ zu *Jean Piaget* ist. Für *Piaget* ist die kognitive Entwicklung letztlich eine Angelegenheit des einzelnen Kindes und seiner Auseinandersetzung mit der dinglichen Umwelt. *Piaget* spricht von psychischer Entwicklung im Sinne der *spontanen* Entfaltung des Kindes; psychische Entwicklung ist „das, was das Kind sich selbstständig aneignet, was man ihm nicht beigebracht hat, was es vielmehr selbst entdecken muß“ (*Piaget* 1976, S. 8). Intelligenz ist die Interiorisation von Handlungsstrukturen, die sich in der Auseinandersetzung mit materiellen Dingen entwickelt haben.

Mead sieht die Intelligenz ebenfalls als Produkt des Handelns, aber nicht des instrumentalen Handelns, sondern der sozialen Interaktion. Diese grundlegende Differenz zwischen *Piaget* und *Mead* wird oft verwischt, insbesondere im Zusammenhang der Diskussion um die psychologische Basis des virtuellen Rollenwechsels (vgl. Abschnitt I, 3). *Meads* Gedanken werden vernebelt und deren Potential für die Formulierung einer eigenständigen Entwicklungspsychologie wird ungenutzt vertan⁵.

Mit der Bedeutung des role-taking als Übernahme der Perspektive von Dingen ist ein begrifflich deutlich anderer Akzent gesetzt worden. Während bisher virtueller Rollenwechsel ein *handlungstheoretischer* Terminus war, der das Sich-Versetzen in den Standpunkt der unmittelbar an der kollektiven Handlung beteiligten anderen indizierte, ist nun eine *anthropologische* oder *sozialisierungstheoretische* Dimension freigelegt wor-

den. Das role-taking ist quasi der Motor der ontogenetischen Entwicklung des Menschen. Nur dadurch, daß das Individuum die Haltungen, die andere ihm gegenüber zum Ausdruck bringen, *übernimmt und internalisiert* wird es überhaupt zu einem Menschen mit Geist, Reflexion, Intelligenz, Identität etc.

Role-taking in diesem anthropologischen Sinn heißt *Rollenübernahme*⁶, den Aufbau psychischer Strukturen dadurch, daß das Kind den Standpunkt oder die Perspektive anderer *in sich bineinnimmt*. Die psychischen Strukturen des Kindes sind zunächst fremder Natur; erst wenn das Kind diese Strukturen zu verallgemeinern lernt, gewinnt es eine relative Autonomie. Aphoristisch formuliert: „Wir müssen andere sein, um wir selbst sein zu können“ (Mead 1969a, S. 100).

Im Symbolischen Interaktionismus wird verschiedentlich die anthropologische Bedeutung des role-taking-Begriffs ausgeklammert. Turner (1956) etwa ist der Meinung, beim role-taking handle es sich um ein rein handlungstheoretisches Konzept, das sozialisationstheoretisch nicht verwendbar sei. Ähnlich ist die Haltung von Blumer (1962). Die Legitimation für diesen Standpunkt liefert eine situationistische Interpretation Meads, in der die Reichweite der symbolisch-interaktionistischen Begriffe auf unmittelbare Handlungskontexte begrenzt wird. Ich halte dies für eine unnötige und verfehlte Beschränkung des Potentials der Meadschen Gedanken, denn dadurch werden gerade die Bausteine für eine interaktionistische Entwicklungstheorie zerstört.

Beharren wir auf dem role-taking als einem sowohl anthropologischen wie handlungstheoretischen Begriff, so sollten wir zunächst eine weitere sprachliche Regelung einführen. Für das role-taking im handlungstheoretischen Sinn haben wir den Terminus „virtueller Rollenwechsel“ vorgeschlagen, den wir synonym mit „Rollenübernahme“ gebrauchen. Für das role-taking im anthropologischen Sinn fehlt ein Begriff. Zwar sind sich verschiedene Autoren der Unterscheidung bewußt (z. B. Coutu 1951; Turner 1956), doch führen sie keine entsprechende Terminologie ein. Um den Vorgang der Integration in die psychische Struktur zu betonen, wollen wir den anthropologischen Begriff des role-taking mit „*Rolleninternalisierung*“ bezeichnen. Dabei soll das Konzept der Rolle wiederum nicht im engen Sinn der Rollentheorie, sondern in der weiten Bedeutung Meads verstanden werden.

Theoretisch stellt sich nun die Frage nach dem Status des Begriffs der Rolleninternalisierung im Kontext des symbolisch-interaktionistischen Paradigmas. Doch bevor wir darauf eine Antwort finden wollen, sollen zunächst die verschiedenen, zum Teil sich überschneidenden Bedeutungen zusammengefaßt werden, in denen Mead den role-taking Begriff verwendet. Danach ist role-taking (a) sich in die Lage *einzelner anderer* versetzen, (b) die Perspektive des *verallgemeinerten anderen* einnehmen, (c) die Haltung anderer *in sich bineinnehmen* (internalisieren), (d) den Standpunkt von *Dingen* einnehmen, (e) ein *kognitiver* Vorgang, (f) ein *affektiver* Vorgang.

3. Role-taking als entwicklungspsychologisches Konzept

Um das Terrain für eine Antwort auf die Frage nach der theoretischen Struktur des Begriffs der Rolleninternalisierung zu ebnen, wollen wir uns vorerst dem entwicklungs-

psychologischen role-taking-Begriff zuwenden. Einer der ersten, der das role-taking psychologisch untersucht hat, ist *Melvin Feffer*. Er geht in seinen Untersuchungen allerdings nicht von *Mead* aus, sondern von *Piaget* und versucht, die Begriffe dessen kognitiven Entwicklungsmodells auf soziales Verhalten auszuweiten. Role-taking wird verstanden als Derivat der kognitiven Entwicklung wie sie sich in der spontanen Interaktion mit der dinglichen Umwelt herausbildet. Dabei dienen *Feffer* als vermittelndes Glied zwischen physischem und sozialem Bereich die *Piagetschen* Begriffe der *Dezentrierung* (*Feffer* 1959) und *Aequilibrierung* (*Feffer* 1970). Soziale Interaktion ist abhängig davon, daß jedes Individuum sein eigenes Verhalten in Relation setzen kann zum Verhalten aller anderen. Das eigene Verhalten muß daher aus der Perspektive seiner selbst wie aus der Perspektive der Interaktionspartner gesehen werden. Verschiedene Perspektiven müssen gleichzeitig repräsentiert sein. Um dies zu können, muß das Individuum über die Fähigkeit zur kognitiven Dezentrierung verfügen. *Feffer* ist daher der Meinung, „that . . . adequacy of role taking and . . . degree of abstractness of role anticipation are related to general level of cognitive development“ (*Feffer* 1959, S. 166). Das Kind wird in dem Maße zum role-taking befähigt, wie es den ursprünglichen Egozentrismus seiner Intelligenz überwindet. Die soziale Kompetenz ist eine Funktion der kognitiven Entwicklung und deren Fortschreiten zu einer immer vollständigeren Aequilibrierung und Reversibilität. Role-taking ist in diesem Sinn ein relativ spätes Produkt der kindlichen Entwicklung (vgl. *John H. Flavell* 1973, S. 217; *Michael J. Chandler* 1977, S. 116). Wir sehen, daß *Feffer* den role-taking-Begriff im Sinne des Sich-Versetzens in den Standpunkt anderer gebraucht, also nicht in der anthropologischen Bedeutung. Die Arbeiten *Feffers* haben das bis jetzt einflußreichste Paradigma der entwicklungspsychologischen role-taking-Forschung formuliert. Autoren wie *Chandler*, *Richard De Vries*, *Flavell*, *Robert L. Selman* und andere haben sich diesem Forschungsprogramm verschrieben. *Flavell* beispielsweise beschreibt die Motivation zu seinen Untersuchungen folgendermaßen:

„Piaget . . . long ago argued that the child is at first an *egocentric* organism, unwittingly the prisoner of his own individual perspective and largely ignorant of and unconcerned with the differing perspectives of other people. One of the principal purposes of our research program was to detail the developmental progression from this initial egocentrism toward the acquisition of various skills of the role-taking variety“ (*Flavell et al.* 1968, S. 5).

Im *Feffer*-Paradigma ist der virtuelle Rollenwechsel eine Fähigkeit, die sich in Abhängigkeit von der allgemeinen kognitiven Entwicklung formiert. Das role-taking ist nicht wie bei *Mead* ein Motor der kindlichen Entwicklung, sondern ein Resultat dieser Entwicklung. Die Ontogenese der sozialen Kompetenz ist ein Epiphänomen der Entfaltung der physikalischen Erkenntnisfähigkeit. Es ergibt sich die paradoxe Situation, daß nach *Mead* die Entwicklung des virtuellen Rollenwechsels in dem Maße gefördert wird, wie das Individuum seine Interaktionen mit der *sozialen* Welt immer weiter ausdehnt, während sich nach dem *Feffer*-Paradigma dieselbe Fähigkeit in Abhängigkeit davon entwickelt, wie das Individuum seinen Kontakt mit der *physischen* Welt erweitert.

Mittlerweile hat sich innerhalb der Entwicklungspsychologie eine *zweite* Forschungsrichtung etabliert, die eine Analyse der antezedenten Bedingungen des Erwerbs von role-taking versucht (z. B. *Monika Keller* 1976; *Rainer K. Silbereisen* 1976; 1977). Dabei ist

impliziert, daß role-taking nicht als bloßer Ausfluß der spontanen kognitiven Entwicklung des dinglichen Erkennens zu verstehen ist. Dementsprechend werden vor allem elterliche Erziehungspraktiken und familiäre Kommunikationsmuster als Kausalfaktoren thematisiert. Allerdings wird auch hier der role-taking-Begriff nicht in seiner anthropologischen Bedeutung verwendet. Dasselbe gilt für eine *dritte* Gruppe von Arbeiten, die sich als deskriptiv verstehen und zunächst nicht mehr als eine Phänomenologie der Entwicklung des role-taking anstreben. Die Forschungen unter dieser Motivation sind für den Symbolischen Interaktionismus insofern von unmittelbarer Relevanz, als dabei ein virtueller Rollenwechsel viel früher in der kindlichen Entwicklung beobachtet wird, als das *Feffer-Paradigma* erwarten ließe (vgl. *Helene Borke* 1978; *Elise F. Masur* 1978).

Unabhängig davon, welche dieser Forschungsprogramme tangiert sind, hat sich in letzter Zeit Kritik an den verwendeten Meßmethoden verlaubar gemacht. Bereits auf der operationalen Ebene ergeben die verschiedenen Instrumente ein höchst heterogenes Bild (vgl. z. B. *Chandler* 1977, S. 111 ff.). Es ist daher nicht verwunderlich, daß die Interkorrelationen der verschiedenen Tests recht tief ausfallen (*Kenneth H. Rubin* 1978). Die Schwierigkeit und Komplexität der Aufgaben ist höchst unterschiedlich. Zusätzlich wird bezweifelt, ob die Aufgaben überhaupt dem Entwicklungsniveau der Kinder entsprechen, die damit getestet werden. *Borke* verwendete in einer Studie Material, das den untersuchten Kindern vertraut war, und konnte dabei ihre Hypothese bestätigen, „that previous conclusions regarding early egocentrism resulted from children's inability to perform on tasks which were cognitively too difficult for them, rather than from any inherently egocentric orientation on the part of young children“ (*Borke* 1978, S. 38).

Das aber heißt nichts anderes, als daß der Forscher selbst zu wenig von dem investiert, was er untersucht. Um die Entwicklung des virtuellen Rollenwechsels empirisch erfassen zu können muß der Psychologe selbst seine Fähigkeit zum Rollenwechsel mobilisieren: Er muß sich in die Situation des Kindes versetzen. Das Objekt und der Prozeß der Forschung sind sich gleich. In der Psychologie ist der Weg zu dieser Erkenntnis nach wie vor versperrt durch eine falsch verstandene Objektivität (*Walter Herzog* 1979).

Die methodologische Kritik an der entwicklungspsychologischen role-taking-Forschung läßt sich folgendermaßen zusammenfassen: (a) Die Resultate sind abhängig von der verwendeten Meßmethode (*Borke* 1978; *Lawrence A. Kurdek* 1978). (b) Role-taking ist ein komplexes Konstrukt, in das qualitativ verschiedene kognitive Strukturen eingehen (*Chandler* 1977; *Flavell* 1973, S. 216 ff.; *Keller* 1976; *Kurdek* 1978; *Rubin* 1978).

Für den role-taking-Begriff läßt sich von unserer Diskussion der entwicklungspsychologischen Forschung folgendes festhalten: (a) In der Entwicklungspsychologie wird das role-taking-Konzept im handlungstheoretischen Sinn als Sich-Versetzen in den Standpunkt des andern verstanden. (b) Der virtuelle Rollenwechsel ist psychologisch gesehen ein Komplex verschiedener Teilfähigkeiten. Aus dieser Einsicht eröffnen sich zwei interessante Perspektiven, nämlich einerseits affektive Faktoren in das Konstrukt einzubeziehen und andererseits theoretische Verbindungen zu schaffen zu anderen sozialwissenschaftlichen Forschungsrichtungen, beispielsweise der Personwahrnehmungstheorie oder der Attributionstheorie. (3) Die methodische Kritik bedeutet eine Aufweichung des *Feffer-Paradigmas* und ermöglicht, zusammen mit den deskriptiv orientierten Arbeiten, eine Umorientierung der entwicklungspsychologischen Forschung in Richtung der *Meadschen* Konzeption und damit eine Verknüpfung der Forschungsprogramme von Symbolischem Interaktionismus und Entwicklungspsychologie.

Unser Exkurs in die Entwicklungspsychologie hat keine Antwort auf die Frage nach dem psychologischen Gehalt des Begriffs der Rollen*internalisierung* gebracht. Der theoretische Weg scheint nicht sehr erfolgversprechend. Wir wollen daher versuchen, dem Bedeutungskern der Rollen*internalisierung* über eine Analyse ihrer Operationalisierung in empirischen Untersuchungen beizukommen. Da jedoch die meisten empirischen Arbeiten als abhängige Variable der Rollen*internalisierung* die *Identität* thematisieren (Archibald 1972), dürfte es nützlich sein, vorgängig den symbolisch-interaktionistischen Begriff der Identität aufzuarbeiten. Gleichzeitig wollen wir damit unsere eigene empirische Untersuchung vorbereiten.

4. Identität

Der Mensch hat im Symbolischen Interaktionismus nur insofern eine Identität, wie er sich selbst Objekt sein kann. Er kann sich überhaupt nicht anders erfassen als dadurch, daß er für sich zum Objekt wird (Mead 1973, S. 270). Dies aber ist ihm nur möglich, wenn er die Haltung anderer sich selbst gegenüber einnimmt: „Man entwickelt insoweit eine Identität, als man die Haltung anderer einnehmen und sich selbst gegenüber so wie gegenüber anderen handeln kann“ (Mead 1973, S. 214). Die Identität ist ein gesellschaftliches Produkt. Sie besteht nicht bevor der Einzelne in Interaktion mit andern tritt. Sie kommt durch Interaktion überhaupt erst zu ihrer Existenz.

Der Status dieser Aussagen ist zunächst unklar. Meint Mead, daß die Identität des Individuums ein situatives Phänomen ist? Wäre demnach die Identität kein stabiles, den unmittelbaren Interaktionskontext überdauerndes Faktum? Hätte sie einen von Situation zu Situation und Interaktionspartner zu Interaktionspartner wechselnden Charakter? Oder versteht Mead seine Aussagen sozialisationstheoretisch? Meint er, das Kind komme erst dadurch zu einer Identität, daß es die Haltungen anderer ihm gegenüber *internalisiert*? Hätte demnach die Identität sehr wohl strukturelle, den unmittelbaren Handlungskontext transzendierende Implikationen? Wir stehen wiederum vor der Alternative einer anthropologischen versus situationistischen Interpretation Meads.

Eine Auslegung Meads in situationistischer Richtung ist möglich. Mead spricht selbst davon, die Identität sei „sozusagen ein Wirbel in der gesellschaftlichen Strömung“ (1973, S. 225). Blumer (1966) ist der Überzeugung, daß Mead mit seinem Identitätsbegriff nichts anderes gemeint hat. Er sieht im reflexiven Prozeß ein Definiens der Identität: Das Individuum hat solange eine Identität, wie es sich selbst Objekt ist. Außerhalb dieses Reflexionsprozesses eine Identitätsstruktur anzunehmen ergibt für Blumer keinen Sinn (1966, S. 536). Die Identität ist nichts anderes als dieser Prozeß der Reflexion.

Einen ähnlichen Identitätsbegriff wie Blumer vertreten Erving Goffman (1964) und Lothar Krappmann (1975). „Persönliche Identität“ und „soziale Identität“ sind Angebote, die andere dem Individuum machen, „Bestandteile der Definitionen, die die anderen für das Individuum aufstellen“ (Krappmann 1975, S. 73). Es sind Zuschreibungen, die aus dem jeweils aktuellen Interaktionsprozeß herauswachsen. Ich-Identität erreicht das Individuum in dem Maße, wie es ihm gelingt, diese Identitätsangebote mit Identitäten, die ihm in anderen Interaktionskontexten angetragen werden zu vermitteln.

Die Ich-Identität ist ein Balanceakt zwischen verschiedenen und divergierenden Identitätserwartungen. Ist die Balance gelungen, so ist sie bereits wieder gefährdet. Denn die Ich-Identität hat bloß situative Gültigkeit. Sie ist für jede Interaktion wieder neu zu formulieren (Krappmann 1975, z. B. S. 11, 57, 95, 145, 208). Die einmal ausbalancierte Identität ist genau so lange im Gleichgewicht, wie die Situation andauert, in der sie entstanden ist. Sie *existiert* nur innerhalb von Interaktionssituationen (Krappmann 1975, S. 70).

Dadurch, daß das menschliche Individuum seine Interaktionskontexte relativ häufig wechselt, hat es seine Ich-Identität immer wieder von neuem auszubalancieren. Es ist „ständig“ damit beschäftigt, seine Identität wieder in Ordnung zu bringen (Krappmann 1975, z. B. S. 21, 79, 96, 135). Allerdings: Es tut dies nicht aus freien Stücken, sondern es ist dazu gezwungen; Ich-Identität ist eine Leistung, „die der soziale Prozeß selbst für seinen Fortbestand verlangt“ (Krappmann 1975, S. 69). Opponiert das Individuum gegen diesen Zwang, so ist es in Gefahr, sich in Nicht-Identität zu verlieren.

Die Anthropologie, die hinter dieser situationistischen Interpretation Meads aufscheint, ist die eines permanent mit seiner Identität beschäftigten Individuums. Ziellos hetzt es von Situation zu Situation, um immer wieder aufs neue seine Identität stabilisieren zu müssen. Es kann keine Ruhe finden, da die eben noch gelungene Synthese bereits im nächsten Moment wieder gefährdet ist. Immer wieder von neuem muß die Biographie aufgearbeitet und umorganisiert werden. Ich-Identität zu behaupten ist eine wahre Sisyphusarbeit.

Ich glaube, daß Mead höchst einseitig interpretiert wird, wenn man ihn auf diese Weise versteht. Mead betrachtet die Identität sehr wohl als etwas situativ Überdauerndes. Das Individuum erwirbt im Verlaufe seiner Entwicklung eine „definitive Einheit“, einen „definitiven Charakter“, eine „definitive Persönlichkeit“ (Mead 1973, S. 201, 206, 420 f.). Es wird zu einer „definitiven Identität“ (Mead 1969a, S. 210; 1973, S. 237, 420 f.), die eine „gewisse Struktur“ (1973, S. 209) bzw. eine „organisierte Struktur“ (1973, S. 245) hat. Diese Identitätsstruktur wird gegenüber einzelnen Interaktionssituationen autonom:

„Wenn sich eine Identität einmal entwickelt hat, schafft sie sich gewissermaßen selbst ihre gesellschaftlichen Erfahrungen. Somit können wir uns eine absolut solitäre Identität vorstellen, nicht aber eine Identität, die außerhalb der gesellschaftlichen Erfahrung erwächst. Wenn sie sich bereits entwickelt hat, können wir uns vorstellen, daß die betreffende Person, wenn sie in lebenslängliche Einzelhaft gerät, immer noch sich selbst als Gefährten hat und mit sich selbst denken und sprechen kann, so wie sie es vorher mit anderen konnte“ (Mead 1973, S. 182).

An anderer Stelle bringt Mead das Bild der „Robinson-Crusoe-Insel“, auf der das einzelne Individuum aus demselben Grund überleben könnte: weil es in der Gesellschaft aufgewachsen ist und dabei eine Identität ausgebildet hat. In der Einzelhaft wie als Robinson hat das Individuum weiterhin eine Identität, weil es die Haltungen anderer *internalisiert* hat und darüber als psychische Repräsentanzen verfügt.

Damit schließt sich der Kreis: Während wir zunächst den Begriff der Rolleninternalisierung rein abstrakt als Destillat einer Analyse der Meadschen Äußerungen zum role-taking vor uns hatten, stehen wir nun dem konkreten Grund für diesen Begriff gegenüber. Wenn wir Identität als psychische Struktur begreifen wollen, so sind wir auf eine Ter-

minologie angewiesen, die den Prozeß der Internalisierung und Strukturbildung zum Ausdruck bringt. Der Situationismus kann sich mit dem role-taking als virtuellem Rollenwechsel begnügen, denn für ihn gibt es keine Stabilität, die über aktuelle Situationen hinausgeht. Ein Konstrukt von Identität als Struktur jedoch ist unabdinglich auf den Begriff der Rolleninternalisierung verwiesen.

5. Rolleninternalisierung als operationaler Begriff

Wie aber sehen nun die Operationalisierungen dieses Begriffs aus? *William R. Rosengren* (1961) verwendete in seiner Untersuchung jugendliche Patienten einer psychiatrischen Klinik, die alle seit mindestens einem Jahr zusammenlebten; jeder hatte einen andern auszuwählen, den er am besten mochte, und einen, den er am wenigsten mochte. Ähnlich sind bei *Melvin Manis* (1955) die Versuchspersonen Studenten, die zusammenwohnten; sie hatten jeweils aus ihren Zimmernachbarn einen Freund und einen Nicht-Freund zu wählen. *John J. Sherwood* (1965) untersuchte Mitglieder von T-Groups, die ebenfalls soziometrische Freundschaftswahlen zu treffen hatten. Auch *E. L. Quarantelli* und *Joseph Cooper* (1966) fragten nach Freundschaften.

In einigen Untersuchungen sind Individuen beteiligt, von denen man annehmen kann, daß sie in mehr oder weniger intensiver Interaktion untereinander stehen, z. B. Studenten (*James C. Brown* 1952; *S. Frank Miyamoto* und *Sanford M. Dornbusch* 1956), Familienmitglieder (*Viktor Gecas*, *James M. Calonico* und *Darwin L. Thomas* 1974), Soldaten (*Leo G. Reeder*, *George A. Donobue* und *Arturo Biblarz* 1960). In anderen Untersuchungen wird die Person, der gegenüber Rolleninternalisierung erwartet wird, als „Experte“ eingeführt (*Harold I. Haas* und *Martin L. Maebr* 1965; *John W. Kinch* 1972; *Richard Videbeck* 1960). Wiederum andere haben bei ihren Versuchspersonen nach den Bezugspersonen gefragt (*Theodore O. Kemper* 1966; *Bilba F. Mannheim* 1966).

Einige Hinweise auf den psychologischen Gehalt des Begriffs der Rolleninternalisierung ergeben sich auch aus der verwendeten Terminologie. So sprechen verschiedene Forscher von „reference individuals“ (*Manis* 1955), „reference others“ (*Leonard S. Cottrell Jr.* 1971) oder „referent others“ (*Sherwood* 1965). *Kemper* (1966) spricht vom „reference set“ als der Konfiguration jener anderen, die für ein Individuum bedeutsam sind. Mit einem etwas wechselnden Akzent wird von der „importance“ (*Gecas et al.* 1974; *Kemper* 1966; *Sherwood* 1965) oder dem „prestige“ (*Kinch* 1972; *Turner* 1956) der Interaktionspartner gesprochen oder die „dependence“ diesen gegenüber (*Gecas et al.* 1974; *Turner* 1956) hervorgehoben. Bei *Paul F. Secord* und *Carl W. Backman* (1961) ist von einem „highly valued other“ die Rede. Viel verwendet wird der von *Harry Stuck Sullivan* geprägte Begriff des „significant other“ (z. B. *Gecas et al.* 1974; *Kemper* 1966; *Kinch* 1972; *Secord* und *Backman* 1961).

Für den Begriff der Rolleninternalisierung können wir aus dieser Analyse folgenden Schluß ziehen: Rolleninternalisierung ist dann zu erwarten, wenn der andere für das Individuum bedeutsam, wichtig oder relevant ist, wenn zum anderen eine intensive, affektive Beziehung besteht (die auch negativer Natur sein kann, vgl. *Turner* 1956), wenn der andere in irgendeiner Hinsicht hoch eingeschätzt oder bewertet wird oder wenn das Individuum in einer Abhängigkeit vom anderen steht.

Diese Analyse stimmt überein mit einigen spärlichen theoretischen Hinweisen auf die Bedingungen der Rolleninternalisierung. Danach sind die „importance“ (*Charles Horton Cooley*) des andern und die „dependence“ (*Eleonor E. Maccoby*) vom andern wesentliche Antezedentien der Rolleninternalisierung (*Archibald* 1972).

6. Diskussion

Die theoretische Struktur des role-taking-Begriffs, wie wir sie jetzt vor Augen haben, macht einen gespaltenen Eindruck. Zwei Konstrukte, ein handlungstheoretisches (virtueller Rollenwechsel) und ein sozialisationstheoretisches (Rolleninternalisierung) stehen einander unvermittelt gegenüber. Es scheint, als ob es zwei *George Herbert Meads* gäbe, einen anthropologisch-sozialisationstheoretischen und einen situationistisch-handlungstheoretischen. Ich glaube, daß sich diese Spaltung vermeiden läßt, wenn man *Meads* Sozialisationstheorie so versteht, daß sie den ganzen *Lebenslauf* eines Individuums umfaßt. Sozialisation ist dann nicht eine bloße Angelegenheit der ersten beiden Lebensjahrzehnte, sondern ein permanenter Prozeß, der das ganze Leben über andauert (vgl. *Anselm L. Strauss* 1974). Jede Situation ist potentiell eine Sozialisationssituation. Jede Situation ist aber auch eine Handlungssituation. Daher gibt es empirisch keine Trennung in reine Handlungs- und reine Sozialisationssituationen.

Die *Situation* ist somit der vermittelnde Begriff von role-taking als virtuellem Rollenwechsel und role-taking als Rolleninternalisierung. Aufgrund dieser Überlegungen läßt sich den beiden role-taking-Begriffen eine psychologisch genaue Bedeutung zuweisen. Die psychischen Strukturen von virtuellem Rollenwechsel und Rolleninternalisierung sind identisch. Role-taking ist in jedem Fall ein vielfältiger Komplex psychischer Funktionen. Die beiden Konstrukte unterscheiden sich erst auf der sozialpsychologischen Ebene. Eine Interaktion, die durch Relevanz, Dependenz, Prestige oder Emotionalität ausgezeichnet ist, führt zu Rolleninternalisierung, während eine Interaktion ohne diese Charakteristika lediglich zu virtuellem Rollenwechsel führt. Situationen sind in dem Maße sozialisationstheoretisch relevant, wie die Bedingungen der Rolleninternalisierung erfüllt sind, gleichgültig, ob die Interaktionsteilnehmer Erwachsene oder Kinder sind.

II. Empirische Analyse

Die Fruchtbarkeit der vorangehenden Überlegungen soll anhand von Daten aus einer eigenen Untersuchung aufgezeigt werden. Die Daten sind Teil eines Forschungsprojektes, das die Berufssituation des Sportlehrers an Höheren Schulen in der Schweiz untersuchte⁷. Die Fragestellungen werden jeweils im Kontext der einzelnen Analysen entwickelt.

1. Methode

Die Stichprobe umfaßt 235 Sportlehrer⁸. Davon sind 169 männlichen und 66 weiblichen Geschlechts. Das durchschnittliche Alter beträgt 35 Jahre ($s=9.11$). Die Untersuchung wurde mit mündlichen, standardisierten Interviews durchgeführt. Die Interviews dauerten durchschnittlich 2 1/4 Stunden. Der Identitätsbegriff wurde als *Selbstkonzept* operationalisiert. Zur Überprüfung der Rolleninternalisierung wurden die *perzipierten Fremdkonzepte* zweier Bezugspersonen der Sportlehrer erfaßt, nämlich jenes der Schüler und jenes der Lehrerkollegen, *die nicht Sport unterrichten*⁹. Die Selbst- und perzipierten Fremdkonzepte wurden mittels eines Q-sort gemessen (zur Q-sort-Methode

vgl. Jack Block 1961). Der Q-sort besteht aus 56 Adjektiven, die über eine Inhaltsanalyse empirischer Untersuchungen zur Persönlichkeit des Sportlehrers und des Sportlers und unter Verwendung bestehender Selbstkonzeptinstrumente gewonnen wurden.

Für 20 Sportlehrerstudenten und ein Intervall von 4 Wochen liegt ein Retest-Reliabilitätskoeffizient von .76 vor, was den bei Selbstkonzeptinstrumenten üblichen Werten entspricht (vgl. Ruth C. Wylie 1974). Die *inhaltliche Validität* des Q-sort ergibt sich aus seiner Konstruktion. Zur Einschätzung der *Kriteriumsvalidität* liegen zwei Werte vor. Der eine betrifft eine statistisch hochsignifikante Beziehung zwischen dem Q-sort-Adjektiv „männlich“ und dem Geschlecht der Sportlehrer ($X[4] = 116.30, p < .001, \Phi = .70$). Der andere ergibt sich aus einer unabhängig von der Selbst- und Fremdkonzeptmessung gestellten Frage nach der subjektiven Wahrnehmung der Entsprechung von perzipiertem Lehrerfremdbild und Selbstbild. Die Beziehung zwischen den Antworten auf diese Frage und der Korrelation von Selbst- und perzipiertem Fremdkonzept ist statistisch signifikant ($t[209] = 2.28, p < .05, \text{eins.}$). Hinweise auf die *Konstruktvalidität* des Q-sorts geben die folgenden Analysen.

Zur statistischen Verarbeitung der Q-sort-Daten wurden für jeden Sportlehrer zwei Produkt-Moment-Korrelationskoeffizienten berechnet, nämlich einerseits die Korrelation zwischen Selbstkonzept und perzipiertem Schülerfremdkonzept und andererseits die Korrelation zwischen Selbstkonzept und perzipiertem Lehrerfremdkonzept. Die Korrelationen wurden in *Fishers Z*-Werte transformiert und bildeten so die beiden abhängigen Variablen für die folgenden Analysen¹⁰.

2. Analyse I

Aufgrund der begrifflichen Analyse können wir eine der Grundthesen des Symbolischen Interaktionismus, die Identität des menschlichen Individuums sei ein Produkt seiner Interaktionen mit andern, folgendermaßen präzisieren: Die Identität des Individuums ist eine integrierte Struktur, formuliert aus den Internalisierungen perzipierter Einstellungen signifikanter anderer ihm gegenüber. Aus dieser Definition läßt sich als Hypothese deduzieren: Ein Individuum interiorisiert in dem Maße perzipierte Fremdkonzepte anderer in sein Selbstkonzept, wie diese anderen für das Individuum signifikant sind. In operationalen Termini: Die Korrelation zwischen Selbstkonzept und perzipiertem Fremdkonzept ist bei signifikanten andern höher als bei insignifikanten andern.

Zur Überprüfung dieser These stehen uns als Daten die Selbstkonzepte der Sportlehrer und ihre perzipierten Fremdkonzepte der Schüler und der Lehrerkollegen zur Verfügung. Ein Indikator für die Signifikanz der Schüler wurde nicht verwendet. Wir setzen daher das perzipierte Schülerfremdkonzept lediglich als Kontrollvariable ein. Zur Identifizierung der Lehrerkollegen als signifikanter Bezugsgruppe dienten zwei Fragen; die eine erfaßte die Verankerung der Sportlehrer in ihrem Beruf, die andere ihr Rollenverständnis im Kontext der Schule. Mit der ersten Frage wurden die Sportlehrer danach aufgeschlüsselt, ob sie ihre Tätigkeit als „definitiv“ oder „vorübergehend“ betrachteten. Bei „vorübergehender“ Tätigkeit wurde eine geringe Signifikanz der Lehrerkollegen angenommen. Mit der zweiten Frage mußten die Sportlehrer angeben, ob sie sich in ihrer Rolle innerhalb des Lehrerkollegiums als *Gymnasiallehrer* oder als *Fachlehrer für Sport* verstehen. Für jene, die mit „Fachlehrer für Sport“ antworteten, wurde ebenfalls eine geringe Signifikanz der Lehrerkollegen unterstellt. Aus den beiden Fragen wurde ein Index gebildet mit den beiden Ausprägungen „Signifikanz der andern“ und „Insignifikanz der andern“.

Eine Inspektion der Daten zeigt, daß jene Sportlehrer, denen die Kollegen signifikante andere sind, eine deutlich höhere Korrelation zwischen Selbstkonzept und perzipiertem Lehrerfremdkonzept haben als jene, denen die Lehrerkollegen nicht weiter bedeutsam sind ($t[207] = 2.41, p < .01, \text{ eins.}$). Ein Hinweis auf die Validität des Signifikanzindikators gibt die Tatsache, daß sich die beiden Gruppen in der Korrelation zwischen Selbstkonzept und perzipiertem *Schülerfremdkonzept* statistisch nicht signifikant unterscheiden ($t < 1$). Damit bestätigt sich die eingangs formulierte Hypothese: Rolleninternalisierung ist in dem Maße zu erwarten, wie der andere für das Individuum signifikant ist.

3. Analyse II

Bevor wir die Argumentation von Analyse I weiterführen, wollen wir einige Faktoren prüfen, von denen ebenfalls angenommen wird, sie seien Antezedentien der Rolleninternalisierung. So postuliert beispielsweise *Carl J. Couch* folgende Hypothese: „Females will rely more than males upon their estimate of the immediate others' evaluation. Our culture . . . quite definitely teaches females to be more dependent than males upon immediate others“ (*Couch* 1958, S. 494). *Couch* konnte seine Hypothese bestätigen. Auch *Gecas et al.* konnten in einer Untersuchung des Selbstkonzepts von Kindern ihre Vermutung einlösen, „that females are more dependent on, and susceptible to, parental influence than are males“ (1974, S. 73).

Das theoretische Element in der Argumentation dieser Autoren ist die *Abhängigkeit* als Determinante der Rolleninternalisierung. Es ist daher zu erwarten, daß Frauen, die gegenüber andern nicht in einem Abhängigkeitsverhältnis stehen, kein ausgeprägteres Internalisierungsverhalten zeigen als Männer. Diese Situation dürfte auf die Frauen in unserer Untersuchung zutreffen, da sie sich mit ihrer Erwerbstätigkeit eine gewisse Autonomie schaffen können. Wir vermuten daher in unseren Daten keine signifikanten Differenzen zwischen Frauen und Männern. Diese Vermutung bestätigt sich (Korrelation zwischen Selbstkonzept und perzipiertem Lehrerfremdkonzept: $t < 1$; Korrelation zwischen Selbstkonzept und perzipiertem Schülerfremdkonzept: $t < 1$).

Von verschiedenen Autoren wird die *Qualität der Beziehung* zu anderen als Antezedens der Rolleninternalisierung thematisiert. So meint beispielsweise *Tamotsu Shibutani*, daß persönliche Orientierungen in der Interaktion mit spezifischen anderen geformt werden; jedoch: „The extent to which any particular perspective is used rests upon the sentiments that develop toward such individuals“ (1962, S. 141). *Kemper* spricht von der sozialen Distanz als determinierendem Faktor, wobei er darunter in erster Linie „frequency and significance of contact“ (1966, S. 336) versteht.

In unserer Untersuchung wurde die Interaktionsqualität gegenüber den Lehrerkollegen mittels einer Frage nach der Intensität des Kontakts erhoben. Eine Varianzanalyse mit der trichotomisierten Interaktionsqualität als unabhängiger und der Korrelation zwischen Selbstkonzept und perzipiertem Lehrerfremdkonzept als abhängiger Variable ergibt eine statistisch signifikante Beziehung ($F [2,210] = 3.29, p < .05$). Die Interaktionsqualität gegenüber den Schülern wurde mit einer Frage nach dem Vertrauensver-

hältnis zwischen Sportlehrer und Schüler erfaßt. Auch hier zeigt sich, daß jene Sportlehrer, die von einem besonders guten Vertrauensverhältnis zu ihren Schülern sprechen, deutlich ausgeprägtere Korrelationen zwischen Selbstkonzept und perzipiertem Schülerfremdkonzept haben, als jene, die dieses Vertrauensverhältnis als nicht besonders intensiv schildern ($t [212] = 2.40, p < .01$, eins.).

4. Analyse III

Die Interaktion, sei dies nun als Interaktions*qualität* oder als Interaktions*quantität*, ist eine ambivalente Variable, will man sie als Antezedens der Rolleninternalisierung akzeptieren. Denn Interaktion ist nie ein bloß eingleisig verlaufender Prozeß. Selbst in machtgetränkten Beziehungen haben im allgemeinen beide Partner über die Motivation zum virtuellen Rollenwechsel und zur Rolleninternalisierung hinaus die Chance und das Bedürfnis zur *Präsentation* der eigenen Rolle oder Identität (Goffman 1959; 1961). Es ist daher zu erwarten, daß überall dort, wo Interaktionen stattfinden und die Bedingungen für Internalisierungsverhalten gegeben sind, nicht nur Rolleninternalisierung zu beobachten ist, sondern ebenso sehr Rollenpräsentation.

Wir wollen daher die Überlegungen von Analyse I wieder aufnehmen und uns fragen, wie die Variable Interaktion die dort getroffenen Feststellungen modifizieren kann. Bei Signifikanz der andern und viel Interaktion ist zu erwarten, daß sowohl Rolleninternalisierung als auch Rollenpräsentation stattfinden. Das Selbstkonzept ist dann nicht nur eine Funktion des perzipierten Fremdkonzepts, sondern umgekehrt ist auch das Fremdkonzept – vermittelt über den Mechanismus der Rollenpräsentation – eine Funktion des Selbstkonzepts. In operationalen Termini gesprochen ist deshalb eine besonders hohe Korrelation zwischen Selbstkonzept und perzipiertem Fremdkonzept zu erwarten. Sind die andern signifikant, findet aber wenig Interaktion statt, so hat das Individuum wenig Gelegenheit zur Rollenpräsentation, so daß allein der Faktor Rolleninternalisierung zum Spielen kommt. Operational ist eine mäßige Korrelation zwischen Selbst- und perzipiertem Fremdkonzept zu erwarten. Bei Insignifikanz der andern und viel Interaktion verschwindet die Bedingung für Internalisierungsverhalten, dafür sind die Konditionen der Rollenpräsentation erfüllt. Wenn wir annehmen, daß die Wirkung der Faktoren Rollenpräsentation und Rolleninternalisierung etwa gleich groß ist, so können wir ebenfalls eine mäßige Korrelation zwischen Selbst- und perzipiertem Fremdkonzept erwarten. Sind schließlich die anderen insignifikant und findet auch wenig Interaktion statt, so dürften sowohl Rollenpräsentation wie Rolleninternalisierung wenig ausgeprägt sein. Operational sollte daher die Korrelation von Selbst- und perzipiertem Fremdkonzept tief ausfallen.

Die Interaktion der Sportlehrer mit ihren Lehrerkollegen wurde mit einer Frage nach der Häufigkeit der Kontakte erhoben. Bei Sportlehrern, die „mehrmals pro Woche“ Kontakte zu anderen Lehrern haben, wurde auf viel Interaktion geschlossen; bei Sportlehrern, die „einmal pro Woche oder seltener“ Kontakt haben, wurde wenig Interaktion angenommen. *Abbildung 1* zeigt die Daten unter den vier diskutierten Bedingungen.

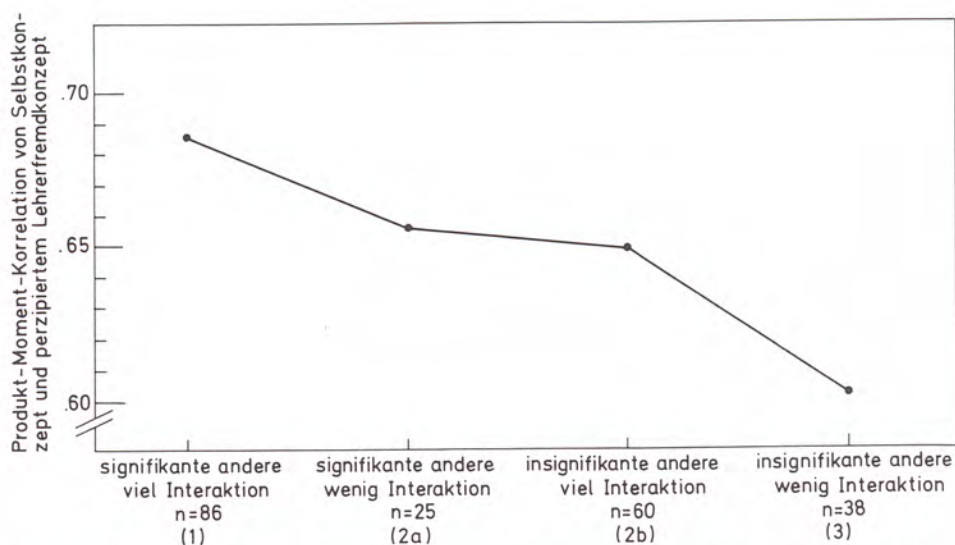


Abbildung 1: Korrelation zwischen Selbstkonzept und perzipiertem Lehrerfremdkonzept in Abhängigkeit von der Signifikanz der andern und der Interaktionsquantität

Die erwarteten Beziehungen werden bestätigt. Insbesondere zeigt sich die Äquivalenz der Konditionen „wenig Interaktion mit signifikanten andern“ und „viel Interaktion mit insignifikanten andern“, die daher für die weitere Analyse zusammengefaßt werden. Eine Varianzanalyse zeigt einen statistisch signifikanten Effekt ($F [2,206] = 4.33, p = .01$). Eine separate Analyse ergibt signifikante Beziehungen für beide Gruppenvergleiche ($[1] - [2]: t[169] = 1.68, p < .05, \text{eins.}; [2] - [3]: t[121] = 1.46, p < .10, \text{eins.}$).

5. Analyse IV

Verschiedene Autoren sehen als spezifische Bedingung der Rolleninternalisierung das *Nicht-Verfügen über alternative Bezugsgruppen*. So argumentiert etwa Couch folgendermaßen: „It seems reasonable that, the more groups in which an individual feels he has membership, the more social anchorage he has and the less he will be influenced by the estimated attitudes of immediate others“ (Couch 1958, S. 494). Einen analogen Standpunkt nehmen Turner (1956, S. 322) und Reeder et al. (1960, S. 158 f.) ein.

Theoretisch lassen sich diese Autoren auf den Begriff der Abhängigkeit zurückbinden: Da das Individuum gemäß Symbolischem Interaktionismus zur Bildung und Aufrechterhaltung seiner Identität auf andere angewiesen ist, erhöht sich seine Abhängigkeit von einzelnen anderen in dem Maße wie es nicht über alternative Interaktionsmöglichkeiten verfügt. Je weniger Kontakte zu andern dem Individuum zur Disposition stehen, desto stärker wird seine Identität strukturiert von Internalisierungen einiger weniger signifikanter anderer.

Über die Daten unserer Untersuchung ist eine unmittelbare Prüfung dieser These nicht möglich, was vor allem daran liegt, daß bisher keine Instrumente vorliegen, die eine sy-

stematische Erfassung des Verkehrskreises und der Bezugsgruppenorientierung eines Individuums erlauben (vgl. *Herbert H. Hyman* 1968). Es soll daher über eine zusätzliche Argumentation eine empirische Basis gefunden werden.

Strauss (1974) und *Goffman* (1959) haben auf die Bedeutung nicht anwesender, jedoch symbolisch repräsentierter anderer für die Verhaltenssteuerung hingewiesen. Das Individuum löst seine Identifikation mit dem unmittelbaren Interaktionskontext und orientiert sich an imaginierten Bezugspersonen. Es übernimmt „Haltungen, die die Grenzen der einzelnen, um ihren jeweiligen Lebensprozeß organisierten gesellschaftlichen Gruppen transzendieren“ (*Mead* 1973, S. 305).

Nicht nur kann das Individuum von der konkreten Interaktionssituation abstrahieren, es kann sich überhaupt von *Bezugspersonen* lösen und sein Handeln an höchst abstrakten *Bezugssystemen* orientieren. Der Referent für individuelles Verhalten braucht nicht eine konkret identifizierbare Person oder Gruppe zu sein: „the referent may be anything from a single person to an abstract idea“ (*Runciman* 1961, S. 315). Es ist zu erwarten, daß der Zugang eines Individuums zu symbolisch repräsentierten Welten eine Funktion seiner *Bildung* ist. Bildung ist das Mittel par excellence um Faktizität zu transzendieren. Je höher die Bildung, desto leichter fällt die Abstraktion von unmittelbaren Interaktionskontexten. Diese Überlegungen lassen sich in folgender Hypothese kristallisieren: Ein Individuum zeigt um so geringere Rolleninternalisierung signifikanten anderen gegenüber, je höher die Bildung ist, über die es verfügt.

Zur Überprüfung dieser These wurden verschiedene Fragen zum Bildungsstatus der Sportlehrer zu einem Index zusammengefaßt, der für die Analyse beim Median dichotomisiert wurde. Die Resultate sind in *Abbildung 2* dargestellt.

Eine Varianzanalyse zeigt – wie schon Analyse I – einen statistisch verlässlichen Haupteffekt der Variable „Signifikanz der andern“ ($F [1,205] = 5.41, p < .05$) und einen

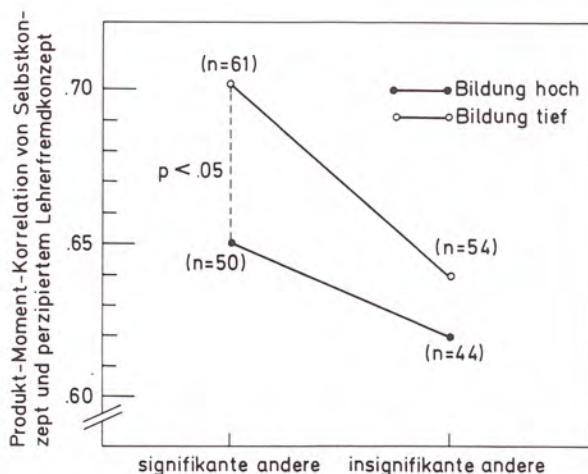


Abbildung 2: Korrelation zwischen Selbstkonzept und perzipiertem Lehrerfremdkonzept in Abhängigkeit von der Signifikanz der andern und der Bildung

knapp signifikanten Haupteffekt der Variable „Bildung“ ($F [1,205] = 3.21, p < .10$); der Interaktionseffekt ist statistisch nicht signifikant ($F < 1$). Eine separate Analyse der beiden Gruppen „Signifikanz der anderen“ und „Insignifikanz der anderen“ bestätigt die Erwartungen ($t [109] = 2.15, p < .05$ bzw. $t < 1$). Sportlehrer, denen die Lehrerkollegen signifikante andere sind und die einen hohen Wert auf dem Bildungsindikator haben, zeigen eine statistisch signifikant geringere Korrelation zwischen ihrem Selbstkonzept und dem perzipierten Lehrerfremdkonzept als Sportlehrer, denen die Kollegen ebenfalls signifikant sind, die aber einen tiefen Wert auf dem BildungsindeX haben.

6. Diskussion

Die Hypothesen konnten alle in hinreichendem Ausmaß bestätigt werden. Wir wollen abschließend versuchen, die Daten unter einer integrierenden Perspektive zu diskutieren. Wir sind davon ausgegangen, daß sich die Sportlehrer danach unterscheiden lassen, wie „signifikant“ ihnen ihre nicht Sport unterrichtenden Lehrerkollegen sind. Über die Basis dieser Signifikanz haben wir zunächst nichts weiter ausgesagt. Es ist jedoch zu vermuten, daß die Signifikanz zu einem nicht unwesentlichen Teil durch eine gewisse *Abhängigkeit* bestimmt wird, in der die Sportlehrer den andern Lehrern gegenüber stehen. Der Sportlehrer kann – anders als etwa der Mathematiklehrer – *aus seinem Fach* kaum Statusgratifikationen herleiten, da der Sportunterricht im Curriculum eine marginale Stellung einnimmt. Gleichzeitig hat er auch *als Lehrer* ein eher tiefes Prestige innerhalb des Lehrerkollektivs (*Angelika Rakowsky 1973; Frank Musgrove und Philip H. Taylor 1969*). Identifiziert er sich nun mit dem schulischen Kontext (d. h. versteht er seinen Beruf als definitiv und sich selbst als zur Gruppe der Gymnasiallehrer gehörend), so gerät er in ein Gratifikationsvakuum, denn weder aus seiner Rolle als Sportlehrer noch aus seinem Fach kann er in der Beziehung zu seinen Lehrerkollegen unmittelbar Status herleiten. Gratifikationen sind allein aus der persönlichen Interaktion mit anderen zu erwarten. Die Lehrerkollegen werden daher zu wichtigen Bezugspersonen.

Auf der Folie dieser Überlegungen lassen sich die analysierten Daten theoretisch integrieren. Danach ist ein entscheidendes Antezedens der Rolleninternalisierung die *Signifikanz*, die andere für das Individuum haben. Diese Signifikanz kann sich als Abhängigkeit von den Verhaltenskonsequenzen der anderen konkretisieren. Die Interaktion allein sollte nicht als eigenständiger Antezedensfaktor für Rolleninternalisierung identifiziert werden. Zwar kann der Interaktions*qualität* eine entsprechende Funktion zugeschrieben werden, jedoch ist die Interaktions*quantität* erst dann in diesem Sinne zu interpretieren, wenn die Interaktion in ein Signifikanz- oder Dependenzverhältnis eingebettet ist. Das Geschlecht sollte ebenfalls nicht bereits an sich als Antezedensvariable der Rolleninternalisierung betrachtet werden. Wiederum erst seine Einlagerung in eine Signifikanz- oder Dependenzrelation verleiht ihm determinierende Kraft. Abhängigkeit braucht nicht notwendigerweise das Resultat einer Machtbeziehung zu sein. Ein wichtiger Faktor nämlich, der bestimmt, inwieweit andere zu signifikanten andern werden, ist das Verfügen des Individuums über alternative Interaktionsmöglichkeiten. Eine Abhängig-

keit kann aus einem engen Verkehrskreis mit entsprechend wenig Optionen an Beziehungen entstehen. Bildung als Medium der Transzendenz konkreter Situationen gibt einem Individuum die Chance, seinen Interaktionskreis durch Partizipation an symbolischen Welten zu erweitern und dadurch seine Abhängigkeit von konkreten signifikanten anderen zu vermindern. Bildung ist in diesem Sinne eine „identitätsbildende Kraft“ (David J. De Levita 1971) mit emanzipatorischem Gehalt.

III. Reprise und Coda

Die Prominenz der Identitätsthematik in den modernen Sozialwissenschaften ist Ausdruck einer veränderten Beziehung Individuum/Gesellschaft. Das Mit-sich-identisch-Sein über die Zeit eines „Lebenslaufes“ hinweg ist dem Menschen zum Problem geworden und damit auch eine Soziologie, die an der Statik gesellschaftlicher Strukturen festhält. Denn wenn die Identität problematisch wird, so kann dies nur heißen, daß die sozialen Ankerplätze des Individuums nicht mehr für ein Leben lang gesichert sind. Der soziale Grund, in dem sich die Identität verankert, ist wandlungsschneller geworden. Die Ankerseile erschlaffen rascher als früher. Das Fließen der Gesellschaft wird innerhalb der Zeitspanne eines individuellen Lebens spürbar.

Die situationistische Artikulation des Symbolischen Interaktionismus kommt dieser Entwicklung theoretisch entgegen. Die Auflösung der Identitätsstruktur zugunsten eines ruhelosen situativen Rekonstruierens ist Propaganda für eine individuelle Adaptation an die Permanenz des sozialstrukturellen Wandels. Mit der Zustimmung zur Zentrifugierung des Individuums im Sog der Gesellschaft zeigt sich der Situationismus als eine *versöhnende* Theorie.

Will man am Anspruch des Individuums auf Autonomie gegenüber den gesellschaftlichen Strukturen festhalten, so geht die Forderung nach einer Theorie, die die Spannungen zur Sprache bringen kann, die zwischen beiden bestehen. Die Theorie soll Individuum und Gesellschaft gleichermaßen thematisieren. *Norbert Elias* hat mit dem Begriff der „Figuration“ einen bedeutenden Schritt in diese Richtung getan (vgl. *Elias* 1970; 1976). Doch der Raster seiner Zivilisationstheorie ist noch zu grob, um das Psychische des interpersonalen Geschehens einzufangen. Wir brauchen jemanden, der das Netz, das *Elias* ausgeworfen hat, engmaschiger, sozialpsychologischer machen kann. Deshalb unser Interesse an *George Herbert Mead*.

Doch das Potential des Symbolischen Interaktionismus kann sich erst dann entfalten, wenn seine theoretische Struktur geklärt ist. Die Ambivalenz seiner Begriffe stört die Ästhetik des sozialwissenschaftlichen Empfindens. Jede Auseinandersetzung mit *Mead* und dem Symbolischen Interaktionismus hat daher die Anstrengung des Begriffs auf sich zu nehmen. Die vorliegende Arbeit ist in diesem Gedankenfeld anzusiedeln. Der theoretische Teil zeigt den Symbolischen Interaktionismus als eine Theorie der Bildung von Identität. Einer Identität mit der Kraft der Widersetzung gegen gesellschaftliche Einverleibung. Einer Identität, die wohl in Situationen entsteht, sich aber gegen die Vergewaltigung durch Situationen zur Wehr setzen kann. Die empirischen Analysen sind der Versuch einer Rechtfertigung der begrifflichen Arbeit. Zu wünschen ist eine Forschergemeinschaft, die in der skizzierten Richtung weiterarbeitet.

Anmerkungen

- 1 Neben *Mead* gelten auch *William James*, *John Dewey*, *Charles Sanders Peirce*, *Charles Horton Cooley*, *William Isaacs Thomas* und andere als geistige Wegbereiter des Symbolischen Interaktionismus. Keiner dieser Philosophen hat jedoch einen so unmittelbaren und nachhaltigen Einfluß auf die Entwicklung des Interaktionismus ausgeübt wie *George Herbert Mead*. Der Begriff „Symbolischer Interaktionismus“ stammt allerdings nicht von *Mead*, sondern wurde von *Blumer* eingeführt (vgl. *Blumer* 1973). Vor *Blumer* hatte *Charles W. Morris* vorgeschlagen, *Meads* Denken mit „Sozialbehaviorismus“ zu bezeichnen (vgl. *Morris'* Einleitung zu *Mead* 1973), doch konnte sich dieser Terminus nicht durchsetzen.
- 2 Der role-taking-Begriff ist eines der schillerndsten Konzepte bei *Mead* und im Symbolischen Interaktionismus. Nicht nur besteht eine begriffliche Verwirrung, sondern ebenfalls ein sprachliches Problem, da sich der Terminus nur schwer eindeutig ins Deutsche übersetzen läßt. Wir wollen daher zunächst den amerikanischen Ausdruck beibehalten und erst allmählich, im Verlaufe der begrifflichen Klärungen deutsche Termini einführen.
- 3 Für eine systematische Auseinandersetzung mit dem Symbolischen Interaktionismus eignen sich *Archibald* (1972), *Blumer* (1966; 1973), *Horst Jürgen Helle* (1977), *Joas* (1978), *Meltzer et al.* (1975) und *Rose* (1962).
- 4 Als deutsche Übersetzung von „role-taking“ ist der Terminus „Rollenübernahme“ relativ weit verbreitet; in gleichem Maße ist er jedoch mißverständlich (vgl. Anm. 6). Andere Übersetzungen sind „virtueller Positionswechsel“ (*Dieter Geulen* 1977) und „Attitüdenwechsel“ (*Helle* 1977). Dabei ist zum Ausdruck gebracht, daß es um einen Wechsel des Standpunktes geht. *Helle* unterschlägt jedoch die *Virtualität* dieses Wechsels, die von *Geulen* richtig hervorgehoben wird. In dem schließlich beide Autoren den Rollenbegriff ersetzen, scheren sie aus der üblichen symbolisch-interaktionistischen Terminologie aus. Mit dem Begriff „virtueller Rollenwechsel“ sollen die Mängel beider Termini vermieden und gleichzeitig deren Vorzüge bewahrt werden.
- 5 Allerdings finden sich bei beiden Autoren Hinweise auf theoretische Positionen des jeweils anderen. So betont *Mead* die „entscheidende Bedeutung“ der Hand für die Entwicklung der Intelligenz (*Mead* 1973, z. B. S. 283 f., 295 f.) und *Piaget* hat in seinen frühen Schriften eine sehr ähnliche Auffassung der Intelligenzentwicklung vertreten wie *Mead* (*Hans-Christian Harten* 1977).
- 6 Hier zeigt sich, weshalb der deutsche Terminus „Rollenübernahme“ mißverständlich ist: Role-taking als virtueller Rollenwechsel ist eben gerade nicht *Rollenübernahme*, sondern bloß (virtuelle) *Rolleneinnahme*. Wenn der Standpunkt des andern *eingenommen* wird, dann heißt das nicht, daß sein Standpunkt auch gleich *übernommen* wird.
- 7 Die Untersuchung wurde finanziert von der „Expertenkommission für sportwissenschaftliche Forschung der Eidgenössischen Turn- und Sportkommission“.
Ich danke Herrn Prof. Dr. *Konrad Widmer* für die vertrauensvolle Unterstützung meiner Arbeit.
- 8 In die Stichprobe einbezogen waren 7 deutschschweizerische Kantone. Angeschrieben wurden 264 Sportlehrer, von denen aus verschiedenen Gründen 29 nicht befragt werden konnten oder nicht befragt werden wollten. Das n für die einzelnen Analysen reduziert sich fallweise wegen Verweigerungen einzelner Fragen.
- 9 Im folgenden kurz „Lehrerkollegen“ genannt.
- 10 Sämtliche Analysen wurden mit Hilfe des BMDP-Statistikprogramm Pakets auf dem Computer des Rechenzentrums der Universität Zürich gerechnet.

Literaturverzeichnis

- Archibald, W. Peter*, Symbolic Interaction Theory, in: Zeitschrift für Soziologie 1, 1972, S. 193–208.
- Block, Jack*, The Q-Sort Method in Personality Assessment and Psychiatric Research, Springfield, Ill. 1961.
- Blumer, Herbert*, What is Wrong with Social Theory, in: American Sociological Review 19, 1954, S. 3–10.
- ders.* Society as Symbolic Interaction, in: *Arnold M. Rose* (Hrsg.), Human Behavior and Social Processes, London 1962, S. 179–192.
- ders.*, Sociological Implications of the Thought of George Herbert Mead, in: American Journal of Sociology 71, 1966, S. 535–544.
- ders.*, Der methodologische Standort des Symbolischen Interaktionismus, in: *Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen* (Hrsg.), Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Bd. 1, Reinbek 1973, S. 80–146.

- Borke, Helene*, Piaget's View of Social Interaction and the Theoretical Construct of Empathy, in: *Linda S. Siegel und Charles J. Brainerd* (Hrsg.), *Alternatives to Piaget*, New York 1978, S. 29–42.
- Brown, James C.*, An Experiment in Role-Taking, in: *American Sociological Review* 17, 1952, S. 587–598.
- Chandler, Michael J.*, Social Cognition, in: *Willis F. Overton und Jeanette M. Gallagber* (Hrsg.), *Knowledge and Development*, Bd. 1, New York 1977, S. 93–147.
- Cook, Gary A.*, G. H. Mead's Social Behaviorism, in: *Journal of the History of the Behavioral Sciences* 13, 1977, S. 307–316.
- Cottrell Jr., Leonard S.*, Interpersonal Interaction and the Development of the Self, in: *David A. Goslin* (Hrsg.), *Handbook of Socialization Theory and Research*, Chicago 1971, S. 543–570 (zuerst 1969).
- Couch, Carl J.*, Self-Attitudes and Degree of Agreement with Immediate Others, in: *American Journal of Sociology* 63, 1958, S. 491–496.
- Coutu, Walter*, Role-Playing Vs. Role-Taking: An Appeal for Clarification, in: *American Sociological Review* 16, 1951, S. 180–187.
- De Levita, David J.*, *Der Begriff der Identität*, Frankfurt a. M. 1971 (zuerst 1965).
- Denzin, Norman K.*, Symbolic Interactionism and Ethnomethodology: A Proposed Synthesis, in: *American Sociological Review* 34, 1969, S. 922–934.
- Dewey, John*, The Reflex Arc Concept in Psychology, in: *John Dewey: The Early Works*, Bd. 5, hrsgg. von *Jo Ann Boydston et al.* 1972, S. 96–109 (zuerst 1896).
- Elias, Norbert*, *Was ist Soziologie?* München 1970.
- ders.*, *Über den Prozeß der Zivilisation*, 2 Bde., Frankfurt a. M. 1976 (zuerst 1939).
- Falk, Gunter und Heinz Steinert*, Über den Soziologen als Konstrukteur von Wirklichkeit, das Wesen der sozialen Realität, die Definition sozialer Situationen und die Strategien ihrer Bewältigung, in: *Heinz Steinert* (Hrsg.), *Symbolische Interaktion*, Stuttgart 1973, S. 13–45.
- Feffer, Melvin H.*, The Cognitive Implications of Role-Taking Behavior, in: *Journal of Personality* 27, 1959, S. 152–168.
- ders.*, Developmental Analyses of Interpersonal Behavior, in: *Psychological Review* 77, 1970, S. 197–214.
- Flavell, John H.*, Rollenübernahme und Kommunikationsfertigkeiten bei Kindern, in: *Carl Friedrich Graumann und Heinz Heckhausen* (Hrsg.), *Reader zum Funkkolleg Pädagogische Psychologie*, Bd. 1, Frankfurt a. M. 1973, S. 201–220 (zuerst 1967).
- ders. et al.*, *The Development of Role-Taking and Communication Skills in Children*, New York 1968.
- Gecas, Viktor, James M. Calonico und Darwin L. Thomas*, The Development of Self-Concept in the Child: Mirror Theory Vs. Model Theory, in: *Journal of Social Psychology* 92, 1974, S. 67–76.
- Geulen, Dieter*, *Das vergesellschaftete Subjekt – Zur Grundlegung der Sozialisations-theorie*, Frankfurt a. M. 1977.
- Goffman, Erving*, *The Presentation of Self in Everyday Life*, New York 1959.
- ders.*, *Asylums*, Chicago 1961.
- ders.*, *Stigma – Notes on the Management of Spoiled Identity*, Englewood Cliffs, N.J. 1964.
- Gouldner, Alvin W.*, *Die westliche Soziologie in der Krise*, 2 Bde., Reinbeck 1974 (zuerst 1970).
- Haas, Harold I. und Martin L. Maehr*, Two Experiments on the Concept of Self and the Reaction of Others, in: *Journal of Personality and Social Psychology* 1, 1965, S. 100–105.
- Harten, Hans-Christian*, *Der vernünftige Organismus oder gesellschaftliche Evolution der Vernunft*, Frankfurt a. M. 1977.
- Hartmann, Heinz*, Stand und Entwicklung der amerikanischen Soziologie, in: *Heinz Hartmann* (Hrsg.), *Moderne amerikanische Soziologie*, Stuttgart 1973, S. 2–134.
- Helle, Horst Jürgen*, *Verstehende Soziologie und Theorie der Symbolischen Interaktion*, Stuttgart 1977.
- Herzog, Walter*, Zur Kritik des Objektivismus in der Psychologie, in: *Psyche* 33, 1979, S. 289–305.
- Hyman, Herbert H.*, Reference Groups, in: *David L. Sills* (Hrsg.), *International Encyclopedia of the Social Sciences*, Bd. 13, 1968, S. 353–361.
- Keller, Monika*, *Kognitive Entwicklung und soziale Kompetenz*, Stuttgart 1976.
- Kemper, Theodore D.*, Self-Conceptions and the Expectations of Significant Others, in: *Sociological Quarterly* 7, 1966, S. 323–343.
- Kinch, John W.*, Experiments of Factors Related to Self-Concept Change, in: *Jerome G. Manis und Bernard N. Meltzer* (Hrsg.), *Symbolic Interaction*, Boston 1972, S. 262–268.
- Krappmann, Lothar*, *Soziologische Dimensionen der Identität*, Stuttgart 1975 (zuerst 1969).

- Kurdek, Lawrence A.*, Perspective Taking as the Cognitive Basis of Children's Moral Development: A Review of the Literature, in: *Merrill Palmer Quarterly* 24, 1978, S. 3–28.
- Joas, Hans*, George Herbert Mead, in: *Dirk Käsler* (Hrsg.), *Klassiker des soziologischen Denkens*, Bd. 2, München 1978, S. 7–39.
- Manis, Melvin*, Social Interaction and the Self Concept, in: *Journal of Abnormal and Social Psychology* 51, 1955, S. 362–370.
- Mannheim, Bilha F.*, Reference Groups, Membership Groups and the Self Image, in: *Sociometry* 29, 1966, S. 265–279.
- Masur, Elise F.*, Preschool Boy's Speech Modifications: The Effect of Listeners' Linguistic Levels and Conversational Responsiveness, in: *Child Development* 49, 1978, S. 924–927.
- Mead, George Herbert*, *Philosophie der Sozialität*, Frankfurt a. M. 1969 a. *ders.*, *Sozialpsychologie*, Neuwied 1969 b. *ders.*, *Geist, Identität und Gesellschaft*, Frankfurt a. M. 1973 (zuerst 1934).
- Meltzer, Bernard N.*, Mead's Social Psychology, in: *Jerome G. Manis* und *Bernard N. Meltzer* (Hrsg.), *Symbolic Interaction*, Boston 1972, S. 4–22.
- Meltzer, Bernard, John W. Petras* und *Larry T. Reynolds*, *Symbolic Interactionism*, London 1975.
- Miyamoto, S. Frank* und *Sanford M. Dornbusch*, A Test of Interactionist Hypotheses of Self-Concept, in: *American Journal of Sociology* 61, 1956, S. 399–403.
- Musgrove, Frank* und *Philip H. Taylor*, *Society and the Teacher's Role*, London 1969.
- Piaget, Jean*, *Probleme der Entwicklungspsychologie – Kleine Schriften*, Frankfurt a. M. 1976.
- Quarantelli, E. L.* und *Joseph Cooper*, Self-Conceptions and Others: A Further Test of Meadian Hypotheses, in: *Sociological Quarterly* 7, 1966, S. 281–297.
- Rakowsky, Angelika*, *Die Einstellung von Sportlehrern zu ihrer beruflichen Situation an Berliner Gymnasien*, Diplomarbeit Institut für Leibeseziehung der FU Berlin 1973.
- Reeder, Leo G.*, *George A. Donohue* und *Arturo Biblarz*, Conceptions of Self and Others, in: *American Journal of Sociology* 66, 1960, S. 153–159.
- Rose, Arnold M.*, A Systematic Summary of Symbolic Interaction Theory, in: *Arnold M. Rose* (Hrsg.), *Human Behavior and Social Processes*, London 1962, S. 3–19.
- Rosengren, William R.*, The Self in the Emotionally Disturbed, in: *American Journal of Sociology* 66, 1961, S. 454–462.
- Rubin, Kenneth M.*, Role Taking in Childhood: Some Methodological Considerations, in: *Child Development* 49, 1978, S. 428–433.
- Runciman, W. C.*, Problems of Research on Relative Deprivation, in: *Archives Européennes de Sociologie* 2, 1961, S. 315–323.
- Secord, Paul F.* und *Carl W. Backman*, Personality Theory and the Problem of Stability and Change in Individual Behavior: An Interpersonal Approach, in: *Psychological Review* 68, 1961, S. 21–32.
- Sherwood, John J.*, Self Identity and Referent Others, in: *Sociometry* 28, 1965, S. 66–81.
- Shibutani, Tamotsu*, Reference Groups and Social Control, in: *Arnold M. Rose* (Hrsg.), *Human Behavior and Social Processes*, London 1962, S. 128–147.
- Silbereisen, Rainer K.*, Perzipierte mütterliche Erziehungseinstellungen und Rollenübernahme bei Kindern, in: *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie* 8, 1976, S. 288–297.
- ders.*, Prädiktoren der Rollenübernahme bei Kindern, in: *Psychologie in Erziehung und Unterricht* 24, 1977, S. 86–92.
- Strauss, Anselm L.*, *Spiegel und Masken*, Frankfurt a. M. 1974 (zuerst 1959).
- Stryker, Sheldon*, Conditions of Accurate Role-Taking: A Test of Mead's Theory, in: *Arnold M. Rose* (Hrsg.), *Human Behavior and Social Processes*, London 1962, S. 41–62.
- ders.*, The Interactional and Situational Approaches, in: *Harold T. Christensen* (Hrsg.), *Handbook of Marriage and the Family*, Chicago 1964, S. 125–170.
- Turner, Ralph H.*, Role-Taking, Role Standpoint, and Reference-Group Behavior, in: *American Journal of Sociology* 61, 1956, S. 316–328.
- Videbeck, Richard*, Self-Concept and the Reactions of Others, in: *Sociometry* 23, 1960, S. 351–359.
- Wilson, Thomas P.*, Theorien der Interaktion und Modelle soziologischer Erklärung, in: *Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen* (Hrsg.), *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*. Bd. 1, Reinbek 1973, S. 54–79.
- Wylie, Ruth C.*, *The Self-Concept*, Lincoln 1974.

Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie

Herausgegeben von René König, Friedhelm Neidhardt
und Peter C. Ludz
unter Mitwirkung von Günter Albrecht,
Fritz Sack und Alphons Silbermann

Sonderdruck
aus Heft 2/1980

Durch den Buchhandel nicht zu beziehen.
Nicht für den Verkauf bestimmt.

Westdeutscher Verlag